

(Nachdruck verboten.)

41 Das Erwachen.

Von D. Aisman.

Autorisierte Uebersetzung von A. Stein.

I.

Sie stand vor ihnen, ein mageres, bleiches Kind, und ihre Augen und kraftlos herabfallenden Arme drückten solche eine Hilflosigkeit und tiefe, bittere Verzweiflung aus, daß der Schutzmann Kowriga, ein schwerfälliger, stämmiger Bauernkerl, es nicht mehr aushielt, sich kopfschüttelnd zur Seite wandte und auf das Bildnis des Zaren hinblickte.

Seine Linke, mit silbernen und gelben Ringen auf den Fingern, legte er auf die Revolvertasche, und begann mit der Rechten seinen langen, roten, rübenähnlichen Schnurrbart zu drehen.

... In weiter Ferne, im Jaroslawischen Gouvernement, lebte vor langen Jahren ein Mädchen, das ebenso hilflos und traurig war wie dieses. Tag und Nacht war sie traurig, im Sommer und im Winter, und der lichte Frühling konnte ihre Traurigkeit nicht verschuchen. Sie war immer und immer traurig, denn ihr Leben war voll steter Bitterkeit. Und als man ihn, Kowriga, unter die Soldaten steckte, nahmen ihre großen, traurigen Augen den Ausdruck einer unerklärlichen Angst an. Und dieser Ausdruck blieb ihnen lange, lange — bis zu jenem Tage, da der erlösende Tod kam und ihr die Augen schloß ...

Kowriga erfuhr nach einigen Jahren von ihrem Tode, als er in weiter Ferne als Feldwebel diente. Er hatte unterdessen manches mit hohen, glänzenden Persönlichkeiten erlebt, was selten einem Feldwebel begegnet ... Das Bild des traurigen Mädchens aus den „wüsten Feldern“ war in der glückerfüllten Seele des schneidigen Siegers vollständig verblaßt. Das Leben ging so glatt vor sich, die Erfolge waren so glänzend, daß es keinen Sinn gehabt hätte, zu klagen und ferne trübe Erinnerungen wachzurufen. Und nur selten, sehr selten sprach er den Namen seiner traurigen Jugendfreundin aus ... Er trank sich voll — so voll, daß er gleichzeitig weinerlich und wutschnaubend wurde und die Herrin seines Herzens zu „vernichten“ begann. Er schlug sie fürchterlich, bittere Tränen vergießend, und wiederholt unablässig: „Froßja, meine liebe kleine Froßja. Ich bin vor Dir nicht schuldig, nicht ein bißchen, obgleich ich ein Dumpe bin. Sieh doch, sieh doch, wie ich dieses Weib da gleich in Stücke reiße.“

Und er schlug, schlug, schlug ...

Die ferne Tote anrufend, stieß er mit seinen Stiefeln dem Weibe in den Leib, schlug ihr mit den Fäusten das Gesicht blutig, ergriff sie an den Hüften und zerrte sie über den Fußboden und die gepflasterten Fußsteige hin und her.

„Sind Sie nun zufrieden, Euphrosinja Paramonowna?“

Er hatte sich jetzt vom bleichen Mädchen abgewendet: sie sah der Toten aus den „wüsten Feldern“, wie eine Schwester ähnlich ... Die anderen sechs Schutzleute umringten die Verhaftete und ihren finsternen Gefährten, und ihre Gesichter, die dem am Tische sitzenden Polizeikommissar zugewendet waren, drückten stumpfes und gewohntes Behagen aus ... Das waren alle hochgewachsene, kräftige, breitschultrige Kerle mit flachen, fatten Gesichtern und ungeheuren, schweren Fäusten. Ihre Kinnbacken waren massig und voll, ihre Augen grausam und kalt. Alle waren gut gekleidet. Neue schwarze Mäntel, runde Pelzmützen mit Blechschilbern, über der Brust breite, kreuzweis gebundene Baschkibänder. Unter dem Mantel sind die Stiefelschäfte und die glänzenden Gummischuhe sichtbar. Leise klirren die Messingringe an den Säbeln, während die rote Schnur, den mächtigen Hals umspannend, über die breite Brust nach unten läuft, um in der dunklen Tiefe der ungeheuren Revolvertasche zu verschwinden.

Sieben gesunde, robuste Kerle, sieben schwerfällige Giganten, mit Todeswerkzeugen behangen — und vor ihnen zwei schwächliche, krankhafte, halberwachsene Kinder mit traurigen, blassen Gesichtern ...

II.

Das Mädchen stand schweigsam, unbeweglich, und auch ihr finsterner Gefährte stand schweigend da. Schreck und Rat-

losigkeit im Blick, schwiegen sie und warteten. Man hatte sie vor einer halben Stunde ergriffen und hierher ins Polizeirevier gebracht. Was hatten sie verbrochen? Nichts. Sie wollten wissen. Sie suchten. Sie grübelten. Sie lasen kleine Büchlein mit roten Umschlägen und sprachen darauf vom Gelesenen ...

Ihr Leben war finster. Und das Leben derer, die ihnen das Leben geschenkt, war finster. Und das Leben aller, die ihnen nah und teuer waren, war finster und traurig. Alles, was ihnen heilig war, alles, wonach ihr Herz sich sehnte, alles, was sie ehrten und liebten — alles litt und marterte sich, alles fühlte den grausamen Druck, die endlosen Leiden und war erfüllt von bitterem, schmerzhaftem Gram ... Ruhe, Lächeln, Freude, Blumen, und der Duft des Grases, und das Spiel der Wellen, und das Licht des Himmels, und das Klingen der Zweige im Walde — alles gehörte dem Feind! Wo gab es Gesundheit? Wo frische, zufriedene Gesichter? Warum waren aller Augen voll Gram, warum kam Stöhnen aus jedem Winkel, warum war jeder Fußbreit Erde mit Tränen begossen? ... In sinnloser Hast gingen Tage und Nächte unter der Fuchtel unmenschlicher Arbeit vorüber; die schmutzigen, dunklen Gassen waren nicht von Menschen, sondern von gramgebeugten Schatten bewohnt, dunkle Gassen mit faulenden Höhlen ... Und alles, was sie schafften, wurde ihnen genommen und dabongetragen. Jemandem nahm es ihnen ab, ein Fremder, ein Feind ...

Müde und zerschlagen von sechzehnstündiger Arbeit — er in einer Tischlerwerkstatt, sie in einer Konfektfabrik — trafen sich die beiden in einer feuchten Kumpellkammer unter der Treppe und lasen beim Licht eines qualmenden Lämpchens mit halblauter Stimme die kleinen Büchlein mit roten Umschlägen ... Die Seele lebte auf. Die Augen glänzten, leuchtende Gedanken erwachten, das Herz klopfte so stark, so mutig. Die dunkle Decke über dem Haupte zerriß und helles Licht drang plötzlich herein ... Es gab also auch was anderes? Es empörten sich also auch andere gegen dieses Leben? ... Es tost der Kampf, eine Hand streckt sich der anderen entgegen, neue Kräfte schließen sich zusammen, und in endlosen, geschlossenen Reihen ziehen muterfüllt die Kämpfer hinaus! ...

In der Ferne leuchtet es hell auf und strahlt und funkelt; ein leichter Windhauch weht aus dem prächtigen Garten hinüber und dringt ins Herz — so leicht und wohl wirds ihnen ... Wie schön bist du, Leben! ... Und wenn man auch das Ufer nicht erreicht und den Sonnenaufgang nicht mehr erblickt — wie herrlich sind dennoch die Kampfeswellen und der lichte Glaube an den Sieg der Wahrheit! ... O, wie schön bist du, Leben! ...

Mit leuchtenden Augen blickt Minna den Gefährten an, und mit der Liebe zum Leben erwacht in ihr auch die Liebe zu ihm. Er ist ihr nun so teuer, jeder Zug seines Antlitzes, jede Bewegung, jedes seiner Worte ist ihr teuer ... Sein ermattetes, blaßes Gesicht ist vom Rauch und Staub der Werkstatt bedeckt; in den Haaren stecken Hobelspäne. Noch nicht hiebzehn Jahre alt, geht er schon stark nach vorn gebeugt; der linke Fuß ist kürzer als der rechte. Auf der Stirn hat er eine tiefe, breite Narbe, die eine Augerbraune in zwei Teile teilt. Doch Minna sieht nichts von diesen Mängeln. In ihren Augen geht ein Strahl der Wahrheit, ein Duft des Lichtes von ihm aus ... Mit ihm und dank ihm ist sie aus der dunklen Höhle ihres Lebens hinausgetreten und hat die schwarze Verzweiflung in sich niedergekämpft; er war der erste, der ihr das Licht des Wissens gebracht, und nun weiß sie es selbst nicht, durch welch ein Wunder es geschah, daß er selbst ihr zum Lichtstrahl wurde — zum hellsten und glänzendsten — und warum es ihr so froh und leicht, so warm und zärtlich ums Herz wird, wenn sie an ihn denkt oder ihn erwartet oder anblickt ...

Und er, der Tischler Anschl, begreift auch nicht, was in ihm vorgeht. Er, der Tischler Anschl, ist von neuen Gedanken, von einer neuen Erregung erfüllt. Alles ringsum ist so ganz anders geworden, hat eine besondere Bedeutung, einen besonderen Sinn erlangt. Da liegt vor ihm ein Holzpflock, ein längst bekannter Holzpflock, den man zu einer Büfett-Kolonne zurechthobeln muß. Er hat schon viele solcher Kolonnen aus ähnlichen Pflocken gemacht. Aber damals gab es noch keine Minna, sondern nur Balken — trodne, tote Holz-

stüde. . . . Jetzt aber träumt er von der Rinde, der schönen Rinde mit ihren biegsamen, lebendigen Zweigen und Millionen prächtiger, seidenweicher Blätter. Und Vögel singen in ihren Zweigen, die Sonne vergoldet sie mit ihren Liebesungen, und durchsichtige Schatten senken sich auf die Erde herab. Jugendfrische Farben, süß und zart — o, wie zart! — Minna, bist Du hier? . . .

Der Wind fährt lieblosend durch die schlummernden Zweige, und die Blätter träumen und flüstern liebeerfüllt, und ihr Flüstern ist so zart und rein. . . . Minna, bist Du hier? . . .

Unschuldiges Gras wächst unten am Stamme; so freundlich und lieblich ist es, daß man ihm leise zulächeln muß und es am liebsten mit der Wange berühren möchte — und nur tiefe Scham und ehrfürchtige Schüchternheit halten davor zurück. Minna, Minna, bist Du hier? . . .

Armes Herz, warum weinst Du? . . .

Vorahnungen künftigen Leids erfassen Dich, dunkle Trauerweisen drücken Dich nieder, zuweilen durchbohrt Dich ein Funke plötzlicher Verzweiflung. . . .

O, armes Herz! O, finstere Zeit! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Große Berliner Kunstausstellung 1907.

Von Ernst Schur.

II.

In Saal 25 fällt eine dekorative Landschaft von Hain (1207) auf; vor violetten Bergen im Grünen ein weißes Haus. Wendrats „Danziger Fischmarkt“ (1208) hat etwas Lustiges, Herzliches; die kleinen, schmalen, gelben Häuschen am gelb und blau blinkenden Wasser, die die Frühsonne bescheint, sind mit viel Intimität gezeichnet. Der „Pflüger“ (1210) von Dettmann hat eine gewisse Größe; einfache Farben, der Ader steigt schön an. Saal 26 bringt ein kleines Aquarell von Obronsti, das aus einem märkischen Städtchen mit Geschmack eine einfache Größe herausholt; ein hoher Turm, grüne Laubmassen am Teich.

Von hier nach den Sälen 38 und 39, die am Eingang liegen. In Saal 38 sind die Bilder von Axel Saariman zu betrachten, deren breite, ruhige Ausführung („Die Dorfstraße“ 1689 und „Der Sandwagen“ 1650) dem Stoff eine passende Darstellung gibt. Es ist etwas Dekoratives in der Beschreibung der Farben, in der Hervorhebung der großen Kontraste. Saal 39 zeigt ein farbig sehr lebhaftes Interieurbild der Danziger Marienkirche von Brandis (1717) und ein fein in Grau gemaltes Hafensbild von Leopold (1721), dessen Einfachheit besticht.

Saal 44 enthält nichts Bemerkenswertes, es sei denn in negativer Hinsicht das verunglückte, auseinanderfallende Denkmal von Harro Magnussen (1912). Bemerkenswert ist dagegen der Saal 45. Es hängen hier fast nur gute Bilder: eine „Landschaft“ (1906) von O'Byrne von schottischer Art, „Sonniges Ufer“ (1907) von Vierin, leicht, mit hellgrünen Farben; der stimmungsvolle, mattfarbige „Dorfeingang“ (1908) von R. Kaiser; Schönlebers „Abend“ (1909) zeichnet sich durch seine, verschwimmende Farben aus; Söniger versucht, von dem Gewimmel des Potsdamer Platzes (2000) ein farbiges Momentbild zu geben, ein Großstadtbild, etwas zu grell; die „Norddeutsche Stadt“ von Wendrat (2003) wirkt eindringlich durch die Kontraste rot und grün in sonniger Beleuchtung. Hans Looschen stellt zwei feine Stillleben von malerischem Reiz aus. Die „Blau-Blau“ (2007) ist fest angelegt; die „Brunnen“ (2006) haben vornehmen, breiten Ton. Stilles Licht, Intimität der Beobachtung ist der „Friesischen Stube“ von Engel eigen (2009). Die „Südfranzösische Landschaft“ (2011), hat pridelnde, sanfte Farben. Schön wirkt das Mädchenprofil (2014) von Fabian. Durch die Feinheit der Lichtbeobachtung fällt der „Sommertag“ (2015) von Hamacher auf, aufgelöste, lockere Farben, grün, gelb silbern. Primitive Intimität zeichnet die „Flämische Landschaft“ (2016) von Gengel aus. Durch die Kraft der Charakteristik fällt das „Straßenbild“ (2018) von Fernberg auf. So gibt dieser Saal eine vorzügliche Zusammenstellung guter Bilder, die auch trefflich wirken, da die hellen Wände den Farben günstig sind.

In Saal 47 ist das tiefgestimmte Bild „Alt-Strasbourg“ (2061) zu betrachten, aus dessen dunklen Farben ein Violettrot fein hervorleuchtet. Das Hafensbild (2089) von Sandro hat feine, graue, schwebende Lufttöne, die die bunten Farben abdämpfen. Leopold zeigt ein mattes, graues „Flußbild“ (2071). Intensives Leuchten des gelblichen Abendlichtes hebt den „Waljee“ (2082) von Kayser-Gieberg heraus, dessen Ausschnitt gut gesehen ist. Alles in allem eine ganze Reihe guter Künstler, die beachtenswerte Arbeiten zeigen; denen man anmerkt, daß sie Acht haben auf die künstlerische Haltung ihrer Werke. Auf solche Bilder wird man verweisen müssen, wenn man der Leitung Klar machen will, nach welchen sachlichen Gesichtspunkten die Aufnahme der Bilder zu erfolgen hätte, um weniger und damit mehr zu geben.

Die Berliner Künstler erhielten besondere Gäle. Bürger, Langhammer, Kampf. Unter ihnen ist Kampf (Saal 41) der begabteste. Man muß diese Studien eingehend betrachten; es sind Arbeiten eines ersten Talents voller Sicherheit und genauer Durcharbeitung. Bürger (Saal 46) ist Porträtist. Er verflacht oft und gibt Duzendbildnisse. Auf einigen besseren Arbeiten findet man geschmackvollere Arbeit. Langhammers Landschaften (Saal 42) wirken monoton. Sie sind stimmungsvoll, aber matt, und erscheinen nicht eigen.

Haben wir uns bisher mit der Berliner Kunst beschäftigt, so wenden wir uns nun den auswärtigen Gruppen zu. Die Münchener Künstler-Vereinigung „Luitpold-Gruppe“ stellt in Saal 10 geschlossen aus. Es ist hier nichts Aufrüttelndes zu sehen, wohl aber manches Gute und jedenfalls nichts Verletzendes, direkt Geschmackloses, was man immerhin schätzt. Dadurch ist das Allgemeiniveau gekennzeichnet.

Im übrigen ist auf folgende Bilder zu achten: Karl S. Müller (624, 627) stellt hübsche Zeichnungen aus. Mit sparsamen Mitteln weiß er aus alten Städtchen eine eigene Stimmung herauszuholen, die er gut interpretiert. Die „Fröhliche Heimkehr“ (635) von Gerhard wirkt gut durch die Gestalten, die aus dem Schatten sich herausbewegen, während im Hintergrunde sonnige Aussicht sich breitet. Gellers „Korallenfette“ (640) gruppiert aus Toilettegegenständen mit Raffinement ein Stillleben; der mattrote Rock mit dem grünen Fächer auf grauem Stuhl hat seine Farben, während die Dame weniger interessiert. Beer führt einen „Volktanz am Eigerletscher“ (644) vor; er weiß die Wucht solcher Genereien mit braunen, grauen, weißen Farben nahezubringen. Kräftig bunt präsentiert sich die „Dachauerin“ von Ehrenberg (645) mit dem alten Ruz vor hellem Fenster; eine schwere Pracht. Der „Liegende Akt“ (652) von E. Liebermann ist mit Delikatesse gemalt, auf grünem Grunde; matt schimmert die Wand; etwas Stillebenartiges ist in dem Bild. Kunz strebt zum Dekorativen; sein „Sabinisches Volkslied“ (653), sein „Jugendlicher Johannes“ (658) sind breit und flüchtig gehalten; rote Gewänder vor großer Landschaft; brauner Körper vor blauem Hintergrund. Diekmann stellt in seinem etwas finster von unten blickenden „Südtiroler“ (655) einen Typus hin. Eine gute Landschaft gibt E. Liebermann in seinem „Herbstlichen Park“ (665); zwischen hohen, goldüberladenen Bäumen ein kleines, weißes Haus; rötlich dämmert der Himmel. Das Bildnis des Prinzregenten von Thon (666) hat einige repräsentative Qualitäten. Durch eine gewisse Neuartigkeit des Motivs zeichnet sich Ubbelohdes „Eisenbahnbrücke“ aus (668), die vor stimmernd hellen Bergen sich über eine Schlucht spannt.

Die „Münchener Künstlergenossenschaft“, die in den Sälen 28 und 29 untergebracht ist, rangiert tiefer als die Luitpold-Gruppe. Hier finden wir die schimmtesten Sachen. Süßliche Stimmungen, Kostümbilder, Anekdoten, grelle Landschaften, glatte Porträts, kurz das ganze Requisite der Kunst, die mit dem Delbrud wetteifert. Für diese Kunst sind Bilder wie „Die Blumenmacherinnen“, von denen die eine Gift genommen hat (1284), in ihrer hohlen Theatralik oder etwa 1279 mit dem Titel „Gute Bekannte“ (ein Dadel steht vor zwei Salonfemmerinnen) typisch. Die Bilder, die einigermaßen gut sind, haben hier gute Chancen. So muß man „Unter Weiden“ (1283) von Strübel erwähnen, weil die stille, gelbliche Abendbeleuchtung, die alles umfängt, gut gegeben ist. Dann vielleicht noch das „Schreibende Mädchen“ (1347) von Marie Lübhes in Saal 29, weil es in einfachen, grauen Tönen eine gute Arbeit zeigt. Das ist alles. Und über das andere geht man am besten mit Schweigen hinweg.

Schlimm ist auch die „Dresdener Künstlergenossenschaft“ (Saal 34). Es scheint zu dem Begriff der Künstlergenossenschaft zu gehören, daß sie schlecht ist, der Mittelmäßigkeit bereitwilligen Unterschluß gewährt und eine Sammelstätte der Rückständigkeit bildet. In allen Städten sind sich die Künstlergenossenschaften gleich, was das Niveau anlangt. Hervorzuheben wäre der „Ziegenfall“ von Weentig (1472), in dem alles im Dunklen verschwindet und doch mit großer Form wirkt. Dann hat die „Augustusbrücke“ (1504) von Scholz gute, dunkle, blaue Töne und baut sich geschmackvoll auf. Alles andere ist schlimmer als Mittelware. Leider aber hört man gerade vor diesen schlimmen Sachen das Publikum ausrufen: „Wie entzückend!“, „Ist das reizend!“ und gerade an den prächtigsten, glattesten Genrebildern hängt der Zettel: Verkauft.

Auch die „Düsseldorfer Künstlergenossenschaft“ (Saal 11 und 12) huldigt dem Prinzip der Mittelware. Man findet hier die traditionelle Auswahl: Genrebild, idyllische Landschaft, Jagdbilder, religiöse Bilder. Immerhin ist das Niveau höher als das der Dresdener und der Münchener Künstlergenossenschaft, ohne das der Luitpoldgruppe zu erreichen. Es hält sich zwischen beiden in der Mitte. Man kann eine ganze Menge guter Arbeiten herausfischen.

Gleich das erste Werk, eine „Studie“ (678) von Janssen ist in der sicheren Zeichnung der guten Beobachtung bemerkenswert. Großzügig ist das Bild „Wolken“ (683) von Adermann, das in seinen großen Kontrasten (des grauen Strandes, der dichten Wolken, der winzigen Menschen) auffällt. Das Räumliche, die Luft kommt in den verwaschenen, grauen Tönen frei zum Ausdruck. Das „Jbhl“ (685) von Paul hat ein schönes, helles Leuchten in den Birkenstämmen. W. Heimia ist ein eigenes Talent. Das

zeigt sich in dem Aquarell „Zwei Grümmen“ (686), das herbe Charaktertypen, die für den „Simplicissimus“ paßten, gibt und in dem „Safentai“ (710), das ähnliche Typen malerisch erfasst (wie das rote Segel feilich auf gelblichem Meer). Neben Heimig hängt ein Interieur von Gouffens (687) von flüssigem Leuchten der Farbe. Durch eine eigene Stille gewinnt die „Landschaft“ (689) von Kämpf. Nixenhofen zeigt eigenen Humor. Sein „Martinsabend“ (691) mit den Kindern, die Laternen tragen, ist lebendig gesehen. Das auffallende Damenporträt von Schmurz (696) hat etwas Absichtliches. Das blaue Kleid vor schwarzem Hintergrund gibt jedoch dem Bild etwas Ernstes. Einen Zug ins Großen haben die „Wolken über dem Rhein“ (697) von Gardi; eine Flachlandschaft; dichtgeballte Wolken; nur hinten ein schmaler, grüner Streif, aus dem kleine Häuschen kaum emporragen. Riesegangs Landschaften (701) haben etwas Intimes; sie sind klein, aber das Licht flimmert lebhaft in ihnen. Als Symphonie in Rot ist das Porträt (705) von Böninger zu bemerken. Der „Herbsttag“ von Jungheim (719) hat frische Farben.

Im folgenden Saal 12, der ebenfalls Düsseldorf gehört, zeigt Mikutowski (734) eine brauntonige Lithographie aus der Eifel; ein Dorf zwischen Hügeln. Und Nixenhofens „Auf der Blumenwiese“ (735), auf der die Kinder so lustig Blumen pflücken, hat beinahe etwas Phantastisches. Geschmackvoll ist das in Grau und Blau gemalte „Damenporträt“ von Zacharias (756). Das Genrebild „Feierabend“ (759) von Schönnenbeck wird gehoben durch die farbige Behandlung; das Blaugrau wirkt im Ton sehr gut. Von Riesegang ist hier (767) eine hübsche Landschaft (767) „Herbstlaub“ mit zartem Flimmern in Gelb und Grün zu sehen. „Safeneinfahrt“ von Heimes (774) erfreut durch die Weite des Räumlichen und durch das matte Leuchten des Wassers.

So kann man beobachten, wie die Künstler versuchen, im Unschönen, Effektlosen einen malerischen Reiz zu suchen. Und das berührt schon angenehm.

Ursachen und Zeitrechnung der großen Eiszeit.

Von Prof. H. Pohlig in Bonn.*)

Eines der gewaltigsten Ereignisse in der Geschichte unserer Erde war das Hereinbrechen der großen Eiszeit gegen Ende der sogenannten Tertiärepoche. War bis dahin das Klima der ganzen Erde ein gleichmäßig tropisches gewesen, so änderte es sich jetzt nach und nach in ein tropisches, gemäßigtes und kaltes in der Weise wie es heute ist. Mächtige Decken von Gletschereis überzogen weit und breit das Land und drangen bis tief in die gemäßigten Zonen vor. Und mit dieser nachhaltigen Umgestaltung in den Verhältnissen des Planeten selbst sehen wir, — in unzweifelhaft ursächlichem Zusammenhange, — eine wesentliche Weiterentwicklung seiner Bewohner erscheinen: die Entstehung des Menschengeschlechtes.

Was waren die Ursachen solcher gewaltigen Veränderungen und in welchen Zeiträumen haben sie sich abgepielt?

Von den älteren Vermutungen über die Ursache der Eiszeiten erschien diejenige noch am wenigsten unwahrscheinlich, welche diese Ursache in einer regelmäßigen Veränderung der schrägen Lage des drehenden Planeten zu seiner Bahnebene (der Elliptizität), oder richtiger, einer periodischen allmählichen Verschiebung der Pol-Punkte suchte, — und zwar in der Richtung der gemäßigten Zonen; dadurch wären letztere, abwechselnd in den östlichen und westlichen Hemisphären, zeitweise zu arktischen geworden.

Aber alle Annahmen, welche solche irdische Ursachen vermuteten, wurden häufig durch neu entdeckte Tatsachen, — vor allem durch den Nachweis ehemaliger, größerer Gletschereisbedeckungen auch in tropischen Gebieten beider Halbkugeln; es ging hieraus hervor, daß die ganze Erdoberfläche gleichzeitig von den Ausdehnungen der Glacialperioden betroffen wurde. Dafür war eine Ursache nur in kosmischen Veränderungen denkbar.

Dem unzweifelhaft haben Wirkungen astronomischer Art die regelmäßig wiederkehrenden, stärkeren Erkalten des Erdhalbes bedingt. Eine genügende Erklärung gibt die Voraussetzung periodischer Schwankungen in der Exzentrizität der Sonne zur Erdbahn, — in der Lage der Sonne außerhalb des Mittelpunktes der fast kreisförmigen Erdbahn. Heute liegt die Sonne beinahe in der Mitte, daher sind Winter und Sommer für die gemäßigten Zonen etwa gleich lang. Dieses Verhältnis veränderte sich zumungunsten des Sommers, sobald die Sonnenlage sich in der Richtung eines der Brennpunkte einer elliptischen Bahn verschieben würde, — von dem heutigen, ungefähren Mittelpunkt aus; dann würden die Sommer immer kürzer, die Winter immer länger werden, weil das Aphel (die Sonnenferne von der Erde während des Jahres) auf Kosten des Perihel (die Sonnennähe) wüchse. Die klimatischen Zustände der gemäßigten Zonen müßten sich dann mit der Zeit denen der kalten nähern, und die der tropischen denen der gemäßigten. Nach Brückners Berechnung genügt eine Erniedrigung unserer durchschnittlichen Jahres-

temperatur nur um 2—3 Grade, um bei uns eine Eiszeit zu verursachen.

Von astronomischer Seite ist der Zeitraum, welcher von der Sonnenlage in dem einen Brennpunkt der elliptischen Erdbahn bis zu dem anderen hin verstreicht, auf 100 000 Jahre berechnet worden; das wäre ein Ergebnis welches hinreichend mit den Rechnungen aus geologischen Tatsachen übereinstimmt, — wie beispielsweise mit der Zeitberechnung aus der Reisedauer der Wanderblöcke. Wir können uns daher mit dieser Theorie vorläufig zufrieden geben; warum freilich periodische Schwankungen in der Lage der Exzentrizität eintreten, das werden wir vielleicht nie genau erfahren.

Nach jener astronomischen Zeitbestimmung wäre für jede Vergletscherungsperiode und jede Interglacialepoche eine Dauer von rund 50 000 Jahren anzunehmen, — insgesamt also von 250 000 Jahren von dem Beginn der flautischen bis zu dem Ende der berolinischen Vereisung. Das ist etwa der Zeitraum, welcher auch für die Entwicklung der lebenden Wesen während jener erdgegeschichtlichen Abschnitte, — vor allem für die Entstehung des Menschengeschlechtes, — notwendigerweise vorausgesetzt werden muß. Desgleichen ist ein solches Maß zum mindesten erforderlich für die allmählichen Ausbreitungen und Rückgänge der Inlandeisdecken, namentlich in Amerika; für die Entstehung der Hochgebirgsformen und der Flußtalbildungen; ferner besonders auch für das allmähliche Vordringen der Pflanzen- und Tiergesellschaften während der Interglacialzeiten, teilweise aus tropischen Gebieten über vormals von Gletschereis überzogene Zonen. Am augenfälligsten wird jene Vorbedingung sehr großer Zeiträume durch die kleinen langsamen Schneckenformen, welche während des Interglacials, über gewaltige Flächenräume hin zum Teil, sich wieder nordwärts geographisch ausbreiteten.

Als Beispiel für absolute, glaciäre Zeitrechnung seien die skandinavischen Findlingsblöcke genannt, deren jeder zu seiner Fahrt nach Westdeutschland und Holland weit über 10 000 Jahre gebraucht hat. Noch überraschender werden sich solche Berechnungen in Amerika gestalten, wo grönländische Wanderblöcke eine sehr erheblich viel längere — vielleicht die doppelte oder gar dreifache Reise zurücklegen konnten. Dort hat ferner der Niagarafall einen Maßstab für absolute Zeitrechnung, weit zurückreichend hinter die älteste geschichtliche Zeit abgegeben. Durch Unterspülung des Gesteines geht dieser Wasserfall jährlich um einen Fuß rückwärts, hat also mehr als 30 000 Jahre gebraucht, um die mehr als 30 000 Fuß lange Schlucht unterhalb bis zu dem Ontariosee auszuhöhlen. Als oberste Schichten dieser Schlucht sind aber Moränenreste des berolinischen Glacials zugleich von dem Fluß durchschnitten worden, deren Entstehung folglich mehr als 30 000 Jahre zurückliegt. Dieser Zeitraum würde sonach seit der letzten Eiszeit vergangen sein, — wir befinden uns etwa in der Mitte einer dritten, prähistorisch-geschichtlichen Interglacialperiode!

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Elohis Hugues, ein in Frankreich bekannter sozialistischer Dichter, ist am Dienstag in Paris gestorben. Ein echter Südfrenzoise, voll Lebenskraft und sprudelndem Witz, aber auch in mancher Don-Quixoterie diese Herkunft veratend, gehörte er, ohne eigentlich bedeutend zu sein, zu den interessantesten Typen der französischen literarischen Welt. Ein Romantiker, im französischen Sinne, ist er im Leben wie in seiner Dichtung gewesen. Anders wie die deutschen Romantiker hat er mit dem katholischen Mystizismus begonnen, um dann zur Freigeisterei und zum politischen Radikalismus überzugehen. Aus dem Kloster sprang er, ein Knabe noch, in die Journalistik und redigierte schon 1869 als Achtzehnjähriger das republikanische Blatt „Peuple“ in Marseille. Zwei Jahre später stand er vor dem Kriegsgericht wegen eines die Kommune verherrlichenden Artikels und wurde zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt. 1877 tütelte er im Duell einen bonapartistischen Redakteur. Die Geschwornen sprachen ihn frei. 1881 wählte ihn Mariette in die Deputiertenkammer, wo er einer der stürmlichsten Zwischenrufer wurde und häufige Konflikte mit dem Präsidium hatte, aber durch seine schlagfertigen und hohhaften politischen Gelegenheitsverse bei allen Parteien Beliebtheit erwarb. Seine politische Stellung war nicht gerade klar und folgerichtig. Er war halb Radikaler, bald Sozialist, schließlich enragierter Boulangist. 1893 trat er aber wieder als sozialistischer Kandidat auf, diesmal im 19. Pariser Arrondissement, das er dann bis zum vorigen Jahre vertrat. Die Einigung der Partei machte er nicht mit. In seinen ersten Dichtungen, die mehrere Bände füllen, zeigt er sich als Schüler Victor Hugos. Manche seiner unzähligen politischen und sozialen Tendenzgedichte haben im französischen Proletariat großen Anfall gefunden. Leute von nordischem Temperament werden seine oft sehr geistreichen satirischen Gedichte den pathetischen, oft unter der Ueberfülle der Bilder leidenden Strophen vorziehen. Elohis Hugues hat aber auch humorvolle und graziose Skizzen von amüsanter Selbstironie veröffentlicht. Auf dem Theater hatte er kein Glück. Am Ende seines Lebens hatte er mit materiellen Sorgen zu kämpfen, die Hoffnung auf ein ruhiges Amt blieb unerfüllt. Die französischen Arbeiter werden Elohis Hugues ein dankbares Andenken bewahren. Er hat dem Sozialismus als feuriger, wirkamer und bei allen Gelegenheiten bereiter Gesinnungsdiener Dienste erwiesen, die man auch in einer Zeit nicht veraessen soll, wo anders abachtet und anders Politik gemacht wird.

*) Aus dem soeben erschienenen Bändchen „Eiszeit und Urgeschichte des Menschen“ der populärwissenschaftlichen Sammlung „Wissenschaft und Bildung“, Gef. 1 Nr. In Originalleinenband 1,25 M. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.)

